

## Malte Weber

### Worüber wir nicht reden

Die Sonne scheint. Ich spüre die raue Rinde einer alten Kastanie an meiner Schulter. In ihrer Krone über mir zwitschern Vögel. Aus der Entfernung höre ich die Worte des Pfarrers. Und so betrauern wir heute, dass ein großartiger, wunderbarer und liebenswerter Mensch von uns gegangen ist. Der Friedhof ist ziemlich voll heute. Am Grab steht die örtliche Blaskapelle und spielt. Alle mit furchtbar würdevollen Gesichtern. Feierlich in Schwarz. Man könnte meinen, es wäre der Bundeskanzler gestorben oder zumindest ein Bürgermeister, dabei war er nur Schulleiter.

Jetzt tritt eine zierliche Frau nach vorne, auch sie rühmt den Verstorbenen, als wäre er Gott gewesen. So verdienstvoll. So selbstlos. So edel.

Ich schaue auf die roten Linien an meinen Unterarmen. Sie sind gut verheilt, aber noch immer sichtbar. Dabei ist all das jetzt fast zwanzig Jahre her. Der Arme sei überraschend an einem Herzinfarkt verstorben, sagt sie. Das mit dem Herzinfarkt glaube ich ihr.

Das mit dem überraschend kann ich mir nicht vorstellen. Er war schon immer ein Choleriker und meistens kurz vorm Explodieren. Auch wenn seine Selbstbeherrschung immer so lang gehalten hat, bis er allein war. Oder im Kreise derer,

deren Anwesenheit nicht gezählt hat, weil er wusste, sie würden nichts sagen.

Mein Blick schweift über die Trauergemeinde. Es sind locker über hundert. Junge, alte. Die meisten davon kommen mir bekannt vor, auch wenn ich selbst seit damals nicht mehr hier war.

Gemeinschaft ist ein sehr träges System. Wie eine Konservenbüchse wird alles haltbar gemacht.

Festgehalten für die Ewigkeit. Halten. Aushalten des eigentlich Unhaltbaren. Die anderen werfen mir verstohlene Blicke zu. Zeigen vermeintlich unauffällig mit dem Finger auf mich. »Ist das nicht ...?«, wispern sie einander zu. Genau wie früher. Die Dinge ändern sich nicht. Sie reden über mich, heimlich. Ihr Interesse mit mir zu reden, hält sich in Grenzen. Ich bin das schwarze Schaf gewesen. Und geblieben. Obwohl ich heute der einzige bin mit einer blauen Jeans.

Um den Sarg herum stehen Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr. Er war ein treuer Kamerad.

Irgendwie hat er sehr gut in den Ort gepasst. In den Ort, in dem nur die Häuser an der Hauptstraße saniert werden, weil das ja die einzigen sind, die für den Durchfahrtsverkehr relevant sind. Dabei weiß jeder, der mit dem Auto hier durch fährt, wie marode alles andere ist. Aber darüber spricht man nicht. Genauso wenig, wie man damals über mich gesprochen hat.

»Warum bist du überhaupt hier?«, fragen sie mich mit ihren Blicken. Aber ihre Blicke kommen nicht an mich ran, gehen an mir vorbei, durch mich hindurch. Sie brauchen

das Getratsche. Das Getuschel hinter vorgehaltener Hand. Antworten brauchen sie nicht. Die Frau am Grab mit dem schwarzen Kleid sieht alt aus. Und müde. Ich habe mich oft gefragt, wie das wohl wird für sie. Ich hab sie aufblühen sehen, in bunten kurzen Kleidern durch die Wohnung tanzen, Lieder singend. Aber die Frau am Grab singt nicht.

Wie versteinert starrt sie in das schwarze Loch vor ihren Füßen. Eine Frau in ihren Dreißigern steht neben ihr, hält ihre Hand. Sie sieht auf eine kalte Weise wunderschön aus, auch wenn sie sich auf die Lippe beißt, um nicht zu weinen.

Als ich das letzte Mal hier war, war die Kastanie neben mir noch ein gutes Stück kleiner. Ansonsten hat sich nichts geändert. Weder im Ort, noch in der Gemeinschaft. In der Gemeinschaft, die so groß ist und trotzdem nie einen Platz für mich hatte. In einer Gemeinschaft, in der über alles geredet wird und doch nie über das, was wichtig ist. Dabei stehen die Häuser so nah aneinander, dass man doch alles vom anderen mitkriegt. Aber sie haben weggeschaut. Weggehört. Sie haben es geschafft, mich am Badensee als »Milka« zu verspotten und haben doch nie etwas wegen all der blauen Flecke gesagt.

Sie haben sich über die Gitarrenklänge aus meinem Zimmer beschwert und doch behauptet, all die Schreie nicht gehört zu haben. Jungs heulen nicht, haben sie gesagt, anstatt zu fragen, warum.

Asche zu Asche, Staub zu Staub. Sie bekreuzigen sich, die Kapelle spielt und dann versinkt der Sarg in der Erde. Die Gemeinde zieht grußlos an mir vorbei. Ich sehe sie die Köpfe schütteln.

Warum der überhaupt gekommen ist? Ich blicke auf das Grab. Über mir raschelt der Wind in den Zweigen. Als wäre nichts gewesen. Die Rinde kratzt an meiner Schulter, dann kommen die Tränen und ich weiß nicht, ob ich um meinen Vater weine, oder um mich.